

Der rothe Hut.

Autorierte Uebersetzung aus dem Englischen. Die seltsame Wochenschrift erhielt ich durch die alte Sandrina, meine Köchin. Jenseits des Arnothals, in der alterthümlichen Villa des vornehmen Geschlechtes der Montemurlo, bei Santa Cristina, waren die Bibliothek und Gemälde zu verkaufen. Ein alter Mann in der Lastra hatte es ihr erzählt auf der Piazza; er hätte ihr angeboten, falls der Padrone es wünsche, wolle er ihn hinführen. Daß ich die Mittheilung auf diesem Wege erhielt, überzeugte mich von der Glaubwürdigkeit.

Wenigstens Eigenthümer ausgedehnter Güter und prächtiger Paläste in Florenz und Rom, war der Marquis, weil so viele seiner italienischen Standesgenossen, in Selbstverleugerten; und ich sollte auf diese Weise davon erfahren.

Da ich in Toskana lebte, habe ich schon mehrfach Gelegenheit gehabt, manchen gutem Gemüth aufzusuchen oder mittelalters Handgeschriebenen zu erwerben. Und als an einem grauen Novembertage ein dürres, altes Männchen bei mir vorpraß, sorgte ich nicht, ihm zu folgen. In seinem gebrechlichen Landwagen fuhr er über die Signoribühne und fort, das Arnothal hinauf, durch die flache, stumpfge Gegend; die weiße Landstraße umsaßt von großen, kahlen Pappeln und dunkelgrünen Eypressen. Weiter, durch das ärmliche, halberfallene Santa Cristina. Eine kleine Straße Wegs dahinter lag einsam die weiße Villa mit ihrer hohen, gefängnißartigen Einfassungsmauer und dem vierseitigen, trostigen Festungsturm — ein prächtiges Muster des besitzigen Hauses des Trecentos.

Das ganze Ansehen war unschlüsseln von einer langen, weichen, wohlgepflegten hohen Mauer; zwei schmale, eisenschlagene Thore waren da und nicht neben ihnen eine kleine Seiten- thür. Dahin lenkte der Alte den Wagen.

Ein bittendes Gesicht erschien an dem vergitterten Fenster über uns. Und als der Mann meinen alten Begleiter erkannte, kam er herab und ließ uns ein in den großen, einsamen, grasbewachsenen Hof.

„Daß der Signor Inglese aus der Lastra,“ erklärte mein Führer, „er kommt, um sich die Bilder anzusehen.“ „Geh, geh!“ erwiderte der breit schultrige Mensch höflich. „Ich werde sie sehr gern zeigen.“

„Sie sind der Fattore, vermische ich?“ fragte ich in italienischer Sprache. „Ja, Signore. Der Padrone kommt nie hierher, wissen Sie. Er lebt ja in Paris, aber im Frühjahr kommt er manchmal nach Florenz, in den Palazzo. In den zehn Jahren, die ich nun hier bin, ist er noch nie hier angekommen.“

Ich schaute mich um. Rings um den Hof lag die mächtige, alte Bau mit seinen gewölbten Kreuzgängen, und den zwei steinernen Treppentritten, welche zum Eingang führten in den Wozraum. Ueber dem Thor war ein schwarzes Wappenschild, grau und verwittert, mit dem Zeichen der Montemurlo — blau mit den drei goldenen Halbmonden.

Der weite Hof von Unkraut überwuchert; mit Moos bedeckten und in Stüde bröckelnd der Kreuzgang, und die alten Fresken — eckige Proben des Quattrocentos — waren kaum mehr zu erkennen.

Der Alte blieb unten. Ich folgte dem Verwalter über die steilen, überzogenen Stufen in die hochgewölbte Halle. Da hing ein Bild — ungefähr zwölf große, alte Gemälde, meist in sehr verdorrtem Zustande. Gar viele waren abgesehen, und die übrigen, die ich nicht sah, waren in der Mitte des Gemäles, der in drei oder vier Altarbildern, von zwei oder drei altthümliche Stühle mit hohen, steilen Lehnen. Das war wohl, schmuckig und verfallend wie das ganze Ansehen. Die einzigen Gegenstände von Werth, das waren die herrlichen Gemälde, die da hingen von Raum zu Raum. Ich sah es wohl, meist waren es Werke von erheblichem Kunstwerth — eckige Lorenzo Costas und Garaccis von der Bologneser Schule. Da hingen Ricci, Salsabini, Polajuolo und andere Florentiner, und auch ein wunderbar lebensvoller San Giovanni von Giotto's Schüler Spinello Aretino.

Von Gemäch zu Gemäch führte mich der Fattore, durch den alten Pfeilsaal mit dem rothig goldenen Bronzofresken und den alten, dunklen Brotkrütern; durch den Speisesaal mit seinen hochgehenden Leberhülsen aus der Zeit der Medicis und den niedrigen Zuberbänken längs der Wände und den dunkelgrünen Brotstapeln; durch den Bantelsaal und durch die großen und kleinen Brunngemächer, die nun dastanden kahle und leer.

„Jawohl, Signore,“ sagte der Verwalter, „man sagt, alles dies habe ehemals dem Grafen Borgia gehört, und selbst der Papst soll oft hier gewohnt haben. Hier dieses Gemäch wurde immer für ihn bereit gehalten“ — und dabei öffnete er die Thüre zu einem großen, dunklen Gemäch. Die Fenster waren dicht geschlossen, und jene dunkelbräunliche Dunkelheit, die nach glühenden meine Hände aus dem feuchtem Schleim, und ich bemühte mich, einen sicheren Halt zu gewinnen. Es schien, als hinge ich in einem

Die Bilder waren herrlich. Aber alles Andere war voll Staub, unfreier und vernachlässigt. Wir betraten in die große Halle zu rüd, wo der San Giovanni hing. „Falls ich etwas kaufen möchte: was würde für dieses verlangen werden?“ erkundigte ich mich.

„Ja!“ rief er und deutete auf das Bild. „Es ist das Beste. Der Professor von den Uffizien sagte, es stamme aus der Schule Giotto's.“

„Ma che!“ meinte ich betäubt. „Eine Kopie, und dazu noch eine schlechte! Sind Sie vom Marquis zum Verkauf berechtigt? Was soll es kosten?“

Er zog eine Liste aus der Tasche und suchte darin schweigend eine Weile. Schließlich sagte er: „Ich habe die Weisung, es nicht unter vierhundert Lire zu verkaufen, Signore.“

„Vierhundert Lire! Ich hielt den Atem zurück. Zwanzigmal so viel war es werth. Aber ich meinte meine Freunde. Wie man in Toskana stets thut, wenn man etwas kaufen will, begann ich zu handeln.“

„Aber er blieb standhaft, bis ich schließlich meine Briefstücke herausnahm und ihm das Geld vorzeigte.“

„Ich sah schon im Begriff war, zu gehen, hustete er verlegen und meinte dann: „Haben Sie das Porträt beachtet im Pfeilsaal, vom Cardinal Giulio di Medici, das mit dem rothen Hut und dem Wappenschild in der Ecke? Sagen Sie nicht, Sie tarnten es auf einen Pontormo?“

„Allerdings!“ erwiderte ich. „Warum?“

„Ja,“ meinte er zögernd, „vielleicht würden Sie es nehmen. Die Sache ist nämlich die, Signore,“ flüsterte er vertraulich, „der Padrone braucht Geld, er braucht sehr eilig Geld, aber er verkauft die Sachen lieber an Privatleute, als daß er sie an Händler fortläge. Sehen Sie sich es doch noch einmal an,“ drängte er.

Es war allerdings ein sehr schönes Porträt, aus dem sechszehnten Jahrhundert, in ocker, schwarzer Umrahmung, und die Versuchung, es noch einmal anzusehen, reizte mich. „Wenigstens,“ dachte ich, „es ist um einen Spottpreis erworben. So folgte ich denn dem Verwalter den langen Steinflur hinab.“

„Sie sollen es sehr billig bekommen,“ sagte er im Gehe, „aber selbstverständlich muß das Geschäft streng geheim gehalten werden. Dem Signor Marsch werde ich nicht lieb sein, wenn man erfährt in Florenz von seiner Verleugung.“

„Aber selbstverständlich,“ sagte ich. „Sie können sich auf mich verlassen.“

„Dann betraten wir den alten, ehemals so prächtigen Pfeilsaal, diesen Saal, der den Glanz und die Macht des Borgia - Papstes gesehen hatte. Auf den Fresken sah man noch den rothen Stier und die Schönheit der berühmten Francesca, in deren blonder Haare Wachen mancher Mann so verberlich sich verweidelt. Und den Holz dahinschreitenden Herzog von Valentinus. Durch diesen Raum waren die Medicis gewandelt, von Cosimo bis Galzin, und alles an diesem Orte athmete noch die Erinnerung an jene bewegte und glanzvolle Vergangenheit.“

Wenn das graue Winterlicht auf die Wände der bemalten Decke fiel, da sah man noch den Rest eines goldenen Schimmers, und an den Wänden stand noch der alte, vergorbene Hausrat, von Wurm getragt und halbzerfallen. Auf der gelben Seite der Stuhllehnen war das Wappen der Borgia eingestrichelt — der rothe Stier und darüber die Herzogskrone.

Das Bild des großen Cardinals, der bereit als Clemens VII. den päpstlichen Thron bestiegen sollte, hing dunkel in der äußersten Ecke des mächtigen Raumes, unter dem feineren Balkon, wo einst zur Nacht die Musiker spielten. In der Ecke des Bildes war das Wappen der Medicis und darüber der rothe Kardinalsstul mit seinen sechsunddreißig Quasten. Als ich näher trat, erkannte ich in dem Bilde einen edlen Pontormo, wie ihn später das Bild nicht zeigt.

Und vielleicht sollte ich es mein nennen um einen Spottpreis!

Ich trat begierig näher heran. Das durch die großen Fenster einfallende Licht war schon im Schwinden, da da wo das Bild hing, war es in seinem vollen Werthe nicht zu erkennen.

Von der Thüre aus lösten Sie es besser sehen,“ belehrte mich, der Verwalter, und den Blick auf das Bild gerichtet, ging ich langsam an den bezeichneten Platz.

Raum hatte ich die hohe, weißgoldene Thüre erreicht, da öffnete sich plötzlich unter mir die Stieftreppe, und ich fühlte, wie ich jählings hinabfiel in eine dunkel gähnende Kluft. Der Atem stockte mir. Ich dachte nichts, und in dem verzweifeltsten Drang, einen Halt zu gewinnen, streckte ich beide Arme vor mir. Ich weis nicht, wie es kam, aber eine Sekunde später fühlte ich, daß ich mit den Händen und Knien an einem glitschigen, vorstehenden Stein hing, aber langsam unter mir zu weichen schien.

Um mich war schwarzes, unburchdringliches Dunkel. Rasch und nach glühenden meine Hände aus dem feuchtem Schleim, und ich bemühte mich, einen sicheren Halt zu gewinnen. Es schien, als hinge ich in einem

schwarzen Schachte, aus dem feuchte Dünste heraufquollen, aber in jenem Augenblick hatte ich keine Vorstellung, wo ich mich befand.

Plötzlich drang ein rauhes, raselndes Rauschen herauf, ein tarrennes Wesen, wie eine Feiße unter mir. Als wenn eine plumpe Maschinier langsam in Bewegung gesetzt würde, so war es.

„Nun begriff ich die furchterliche Wahrheit meiner Lage. Ich war das Opfer eines Betrügers, in ein Trabochetti war ich geschleudert worden, in einer jener mittelalterlichen Nordfallen, deren schredliche Messer nun in Bewegung gesetzt waren, durch das Wasser, das man zu diesem Zweck hierher geleitet.“

Ich hörte, wie das Wasser durch das Abwehrer plätscherte und davonrieselte in die Dunkelheit, und ich wußte, daß ich verloren war.

„Alles, was ich je gehört hatte von diesen teuflischen Vorrichtungen in den mittelalterlichen Bauten Toskanas, zog in rasender Jagd durch meine Vorstellungen; das Gefährte Borgia sie in allen seinen Palästen und Burgen hatte, und mit welcher gräulichen Uebelthätigkeit er sich ihrer bediente, um seine Feinde zu beseitigen. Meist waren die beweglichen Pfeifen an der Thürschwelle angebracht.“

Dieser vorstehende Steinblock, an dem ich klammerte, hatte sich wahrscheinlich im Laufe der Zeiten aus der Wand des Schachtes gelodert. Das Mauerwerk war feucht und schlüpfrig, und ich fühlte, daß ich mich nur noch wenige Minuten würde halten können. Schon zogen sich die Sehnen meiner Hand im Krampf zusammen.

Vergebens sann ich auf Rettung, auf einen Ausweg. Hier war alles umsonst. Ich war ein verlorener Mann. Mehr und mehr begannen meine Kräfte zu schwinden, und schon schienen meine Finger langsam abzugleiten. Verzweifelt suchte ich nach einem sicheren Halt, als ich plötzlich, einige sechs Fuß unter mir, den trüblichen Schein einer Dellemppe wahrnahm. Und dann sah ich die Umrisse zweier Menschen.

„Sonderbar, er ist nicht hier,“ sagte der eine der Mörder heifer und enttäuscht.

„Strano, aber du hast ihn doch doch geschwinden sehen, was?“ meinte der andere, in dem ich den Fattore wiedererkannte. „Es ist doch kein Zweifel, daß er in das Trabochetti gekommen ist!“

„Bäh,“ erwiderte der andere und schaute herauf, glückselig ohne mich zu sehen in dem dichten Dunkel. „Er ist in's Wasser gefallen, durch das Loch, wie die Schweine von einem Deutschen letzte Woche. Wir müssen die fehlenden Messer doch endlich einmal ausbessern.“

„Zwanzig haben wir 400 Lire,“ meinte der Fattore, „und in dem Abfluß da unten wird er schon keine Märgen erzählen können. Komm, Alberto, wir wollen ein Pfälchen setzen auf das Wohl dieses Karren und auf das Bild mit dem rothen Hut, das sie alle so bewundern.“

„Aber sagst du nicht, er hätte mindestens noch tausend Lire in der Tasche gehabt?“

„Ach was, wir pfeifen darauf!“ lachte der Fattore beschämt. „Es werden schon noch andere kommen, um an dem Bilde ihre Freude zu haben. Bedenke doch bloß, morgen haben wir in die reiden Amerikaner von Florenz. Der bringt schon Geld mit.“

Dann schwand das Licht, und ich hörte, wie eine Thüre in's Schloß fiel. Wieder war ich allein in dem unburchdringlichen Dunkel, und die furchterlichen Messer unter mir tauchten und surrten —

Von den folgenden Augenblicken habe ich keine Erinnerung mehr. Ich weiß nur, ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, und ich hörte, wie das Wasser plätscherte und wie das Messerwerk kreiste, das mich im nächsten Augenblick in Feigen reichte mußte.

Plötzlich hörte ich laut, scharfes Knarren. Dann kam ein schwerfälliger, knirschender Laut, der schwächer und schwächer ward und schließlich verstumte. Darauf war es ganz still, und ich hörte nichts als das leise Plätschen des Wassers. Der Strom floß schwächer. Das Rad stand still.

Meine Hände verzerrten sich im Krampf. Die Arme waren mir aufgeschwemmt von den Seilen, an denen ich mich klammerte wie im Wahnsinn. Schließlich verlor ich meine Kräfte. Ich glitt hinab, einige sechs Fuß tief, und fiel auf die großen, halbförmigen Messer. Sie waren befestigt in einem röhrenförmigen Kanal, das durch das Wasser in Drehung gesetzt wurde.

Ich entzündete ein Streichholz. Bei dem unglücklichen Flackern sah ich, daß ich in einer Art Kellergewölbe mich befand, aus schwarzem, von Schlamm überzogenen Steinen. Umher mir waren das Rad und der dunkle Wasserfluß, der es bewegte. Seitwärts, in einer Nische, gewahrte ich ein kleines, hölzernes Ständerstück, angehängt und zerfallen, und dahinter lag die Thüre, durch welche die Mörder gekommen waren.

Ein zweiter Umblitz zeigte mir, daß auf der anderen Seite jener widerlichen Messerreihe ein offener Raum war. Es fehlten einige Ringe. Mein Blick war es gewesen, daß ich im Flallen nicht in diese Öffnung gerathen war. Ich wäre kopfüber in den schwarzen Abgrund gestürzt und fort-

genommen worden in den Abgrundsabgrund. Eine kleine, eisenschlagene Thüre war die einzige Möglichkeit, dieser grauenhaften Stätte zu entfliehen. Mühsam suchte ich über die Messer zu dem zerbrochenen Ständer hinüberzuklettern. In der Dunkelheit stolperte ich, fiel und verletzte meine Hand an den großen Ringen, daß das Blut rann.

Ich versuchte, die Thüre zu öffnen. Sie war verschlossen.

Der Riegel ging tief in den Stein. Von dem Öffnen dieser Thüre hing mein Leben ab.

Ich zwang mich zu ruhiger Ueberlegung und ermaß meine Lage. Dann beschloß ich, zu versuchen, den großen Einblend der Thürumrahmung zu bebauen, bis der Riegel zurückschieben war.

Auf dem Ständer fand ich einige Stücke altes Eisen. Darunter war ein Theil einer gebrochenen Messerlinge, und damit begann ich an dem Block zu arbeiten.

Zum Glück war die Thüre nach innen zu öffnen. Wenn es mir gelang, diesen großen Pietra Serena - Block zu bewegen, so war ich gewiß, einfallen zu können. Bei dem flackernden Schimmer meines kostbaren, letzten Zündholzes sah ich, daß es mir gelingen würde, den Stein zu lodern. Der Block war etwa zwei Fuß hoch und eineinhalb Fuß lang. Die Tiefe mochte etwa neun Zoll betragen. Die Höhlung, die den Riegel aufnahm, befand sich in der Mitte der Mauer, zwischen den Steinen. Mit dem Aufreißen des Steines war die Thüre geöffnet.

Wie viel Zeit wohl verging, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, ich arbeitete ohne Vorstellung von Zeit oder Müdigkeit. Plötzlich fühlte ich, wie der Block langsam nachgab unter meinen Stimmberührungen.

Er war gelodert. Jede Muskel anspannend, mit zwei Eisenstücken als Hebel, arbeitete ich. Endlich gelang es mir, ihn aus dem Mauerwerk zu lösen. Voller Stolz und durch die Plattform hinab in's Wasser.

Im nächsten Augenblick fiel ich die Thüre auf. Die Ängeln knarzten, und dann stand ich in einem niedrigen, steinernen Gang. Er bog nach links ab und schien unter dem Gebäude einen großen halbkreis zu beschreiben. Die Wände waren zahlreich, und es verging eine geraume Zeit, bis ich endlich auf die Ausgangsthüre stieß. Glücklich lächelte ich, wie ich die Thüre auf eine schmale, aufwärtsführende Treppe. Ungestüm eilte ich die Stufen hinauf und öffnete eine letzte Thüre —

Ich stand im Schatten des gewölbten Kreuzganges, und über mir war die schöne, sternklare Nacht. Zur Linken ragte das alte Bauwerk in's Dunkel, schweigend und finster. Und vor mir sah ich die kleine Pforte, die zur Landstraße führte.

Im Schatten trug ich über den großen Hof. Vorhichtig öffnete ich die Pforte. Und eine Sekunde später stand ich auf der Landstraße, ein freier Mann!

Die Karabinieri fanden beim Morgenrauschen das Rest leer. Erst Wochen später, in Bologna, gelang die Festnahme der Kerle.

Sind sie unschuldig. Auf Georgano, der Insel draußen im Mittelmeer, verrichteten sie ihre Zwangsarbeit.

Ramehl. Die Tragödie eines Namens von To von Tern.

Nachdem Frau Dr. Hennu Wertenthin sich halb tot gelacht, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu klingen. Sie that das nicht gern. Einmal weis sie eine sehr seltsam gekleidete kleine Frau war, zum anderen weil es ihr so vorwurfslos, als wenn sie die beiden Handtücher schon in der Packerbrosche nicht mehr gesehen hätte, und zum dritten weil der Steward ihr grüßlich unpersönlich war.

Selbst klein und zierlich wie ein taum flügel geordneter Adaffisch, hatte sie eine starke Aneignung gegen alle ungewöhnlich gekleideten Menschen. Ohne daß sie es sich eingestand, hatte sie durch vor ihnen. Auch etwas Reich mischte sich in diesen Instanz. Sie betrachtete es als einen gegen sie gerichteten Vortheil, während er in ihrer Miniatur geschaffen, die zeitliche verurtheilt schien, als Tochter ihres Gatten und halberwachsene Schwester ihres eigenen Vaters zu gelid. Als sie vor drei Stunden auf dem Ocean dampfer sich eingeschiff, war ihr das wieder begegnet — ihr, der reifen, fast geistigen Frau, die es über sich gewonnen, ihren Gatten nach einem einjähriger Ehe in die Tropen zu entsenden und nun gar die Courage hatte, ihm mit Karle-Wahy zu folgen. Der neue Stationschef von Kivi, der die Ueberfahrt mitmachte und dessen Debut sie unwillkürlich empfohlen war, hatte nach der ersten flüchtigen Begrüßung sich erkundigt umgeben und gefragt: „Ja, wo ist denn nun eigentlich Ihre Frau Mama, mein gnädiges Fräulein?“

Nicht nur die Liebe, sondern auch der Zorn macht blind — und so hatte

Frau Dr. Hennu Wertenthin sich halb tot gelacht, bis ihr nichts anderes übrig blieb, als zu klingen. Sie hatte den Knopf des elektrischen Anzeigers kaum berührt, als es Klöpfe und die Rieselgehalt des Stenards sich durch die enge Thüre in die Kabine schob.

„Allerdings — dieser Enaktsoson schien eher als Bierfahrer oder in einer Krupp'schen Esse am Plage. Auf einem gigantischen Overtopfer, dessen breite Brust die blanken Knöpfe der leinernen Jacke zu sprengen drohte, sah ein Stenard an, auf diesem der kleine charakteristische Kopf des Ableiten. Arme und Beine waren metrisch zu lang für die Bekleidung. Ramehtlich die loslokalen Branten hingem weit aus den Nerven heraus. In seiner dienstfertigen Haltung mochte er der Stenard den Eindruck, als hätte er im nächsten Moment etwas ungeheuer Schwere anzuhoben oder jemand hinauszuerufen.“

Die kleine Frau hatte sich unwillkürlich in die äußerste Ecke der Kabine zurückgezogen. Diese flüchtige Suche jedoch durch ein energisches Auftreten wehrtumachen. Durch zwei Halbschiffstöße herab, daß sie kaum mit dem Rücken über die Barriere hinwegtrugte, herrschte sie den Hünen an.

„Sie haben mein Gepäd hierher besorgt.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“ Er sagte das ruhig, bescheiden und gedämpft. Dennoch hing es so tief, als wenn Sämmliche, zu einer Wagner-Oper benötigten Contrabässe gestimmt würden.

„Ich vermische zwei große Handtaschen.“

Der Steward schaute aus den findlich gutmüthigen Augen verdußt umher. Dann legte er wie im Besinnen die Finger an die Stirn. Gleich darauf nicht er freundlich und vernünftig.

„All richtig. Die Taschen habe ich nebenan untergebracht, wo die Wärrerin und das Kleine wohnen.“

„Aber wie kommen Sie denn dazu! Sie verschließen meine Sachen und lassen mich hier wie unfinzig suchen!“

„Neben an ist sehr Platz, gnädige Frau. Wir werden ohnehin Mühe haben, den Inhalt dieser Koffer hier unterzubringen.“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein,“ erwiderte Frau Hennu gereizt. „Beschaffen Sie mir sofort die beiden Handtaschen. Sie enthalten meine nothwendigsten Toilettegegenstände und ich will sie auspacken.“

„All richtig. Sind schon ausgepackt. Vliegt alles in den Säcken und Schutlaben — zum Greifen.“

Er nidte noch freundlicher und vernünftiger als vorhin, sichtlich überzeugt, seine Sache sehr gut gemacht zu haben. Die kleine Frau jedoch war fassungslos vor Entrüstung. Dieser Uebermenschen packte und ordnete ihre Sachen als wären es die feinsten. Das war das hässliche, was ihr an Eigenmächtigkeit und Bevormundung jemals vorgekommen.

Nachdem sie den Mann mit einer brüsten Handbewegung hinausgewiesen, rief sie eine und die andere Schutlab auf. Thatsächlich — da lag alles wohlgeordnet. Selbst ihre Nachtwäsche.

„Ramehl —!“ rief sie laut und heftig. Gleich darauf wandte sie sich wie mit Blut überlaufen aus. Der Steward hatte die Thüre geöffnet und war abermals eingetreten. Wieder machte er in seiner Haltung den Eindruck, als hätte er im nächsten Moment etwas ungeheuer Schwere anzuhoben oder jemand hinauszuerufen. Aber das hatte nichts Aggressives. Im Gegen- theil. In den gutmüthigen Augen lag der Ramehl eines ungerathen behandelten Kindes. Leise und stöckend fragte er:

„Gnädige Frau haben mich gerufen?“

Auf ein unwilliges Kopfschütteln wandte er sich zum Gehen. Mit der Gelassenheit eines Menschen, der gewohnt ist, ohne Noth bemüht und zwecklos herumgehoben zu werden. In der Thüre bemerkte er entsetzlich: „Mir war so, als wenn gnädige Frau mich gerufen hätten —“

Die wenigen Passagiere, welche sich durch die hochgehende See nicht genirt fühlten, sahen nach dem Diner auf dem geschützten Plage vor dem Rauchzimmer.

durchaus im guten Glauben, als er auf ihr Scheltwort noch einmal eintrat und sich nach ihren Befehlen erkundigte — er heißt nämlich Ramehl.“

Die kleine Frau schaute zunächst ungläubig. Dann aber brach sie in ein helles Lachen aus. Die ganze Gesellschaft lachte — und die Heiterkeit wollte kein Ende nehmen. Nur Herr von Affener suchte nicht mit der Wimper. Es nahm sich sogar etwas nervös und ungeduldig aus, wie er den Brand feiner Cigarette betrachtete und dann auf- sah, um weiter zu sprechen. Es dauerte noch eine ganze Weile, ehe er dazu kam.

„Wie ich Ihnen sage, meine Herrschaften. Richtig — Ramehl. Allerdings nicht mit zwei, sondern mit eh — was aber phonetisch dasselbe ist und auch an der Tragödie dieses Namens nichts ändert.“

„Eine Tragödie? Solcher Name ist eine Pöbel!“ warf ein Bremerer Kaufherr lachend ein.

„Mit nichts, Verehrtester. Wenigstens nicht für seinen Träger, wie Sie gleich hören werden. Ich schide voraus, daß ich den armen Kerl kennen — sehr genau kenne. Aus der Geselligkeit, mit der er mir aus dem Wege geht, ersehe ich, daß er auch mich wiedererkennt hat. Wir haben zusammen die Schulbank gedrückt. Das Gymnasium in Neufabst. Er war leiner der Begabtesten, aber ein durchaus fleißiger und gewissenhafter Junge. Wenn er erst zwei Jahre später als ich die Schule absolvidirte, so lag das nicht an ihm. Sein Name war daran schuld. Es gab keinen Lehrer, der sich den billigen Witz entgehen ließ, ihm bei jeder unrichtigen Antwort zu versichern, daß er seinen Namen nicht zu Unrecht trage. Nomen est omen etc. Man suggerirte sich ostent- lich, daß ein Mensch, der Ramehl heißt, auch in seinem Intellekt etwas von diesem Dödelthier haben müßte. Eine tollefalle Gutmüthigkeit ließe dem Vorschub. Und wenn die ganze Klasse ihn mit seinem Namen umhüllte — nie ist es ihm eingefallen, von seinen überlegenen Kräften Gebrauch zu machen und sich einen oder den andern seiner Peiniger herauszutreten. Ich war längst Offizier, als er als ein- jähriger eintrat. Kurz vorher waren seine Eltern gestorben und hatten ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen. Es war sein ständischer Wunsch, die ihm aufgewandene Juris- terei aufzugeben und Offizier zu werden. Trotz tollerfoller Führung und vorrefflichen Examen tonnte er nirgends antommen. Kein Regiment wählte ihn — seines Namens wegen. Man pumpte ihn an nach der Kaiser- liche, er gab mit vollen Händen; man nannte ihn einen lieben Kerl — aber als Offizier war ein Ramehl nicht zu denken. Um diese Zeit war es auch, daß eine kleine blonde Geheimrath's- tochter, in die er sich verliebt verliebte, seine ernste und leidenschaftliche Be- werbung ablehnte — seines Namens wegen. Sie machte kein Heil daraus, daß er selbst ihr nicht gleichgültig sei, daß sie es aber beim besten Willen nicht über sich gewinnen könne. Zeit ihres Lebens Frau Ramehl zu heißen. Von Stund' an vollzog sich eine Wandlung in ihm. Stank ein gefelliger und trotz allen Mißgeschicks froher Mensch, doch er sich zurück, und bald darauf verlor ich ihn überhaupt aus den Augen. Später wurde mir erzählt, daß er sich eine Nacht getaukt und in allen Meeren herumgerannt. Wie er als Steward hier an Bord gekommen ist, das weiß ich nicht — kann es mir aber zusammen- treten. Der heure Sport und seine kindliche Gutmüthigkeit dürften seine Mittel sehr bald aufgebraucht haben. Wer die See lieben gelernt, den hält sie fest. Da er bei der Marine mit seinem Namen wohl dieselben Schwierigkeiten gehabt hätte wie anderswo, hat er eben genommen, was sich ihm geboten. So ist er Steward geworden — und auch als solcher ihm sein seine Gutmüthigkeit und sein Name nicht gerade förderlich, wie wir soeben gesehen haben.“

Die Erzählung hatte die Gesell- schaft still und nachdenklich gemacht. Da auch die See immer höher ging, und eine heisse Abendbrise über Deck segte, trennte man sich alsbald.

Frau Dr. Hennu Wertenthin ging nach dem Salondack, um nach dem Rinde und dessen Wärterin zu sehen. An einer geschützten, vom Mondlicht überflutheten Stelle bot sich ihr ein seltsames Bild. Die Rieselgehalt des Stenards schritt langsam auf und nieder. Dazu brumme er ein Rinde- lied. Mit der linken Pranke hielt er das sorgfältig in Dedten gehüllte Karle - Wahy, in der Rechten eine Saugflasche, die er dem Kleinen kunst- gerichtet hinhielt.

Als die kleine Frau mit feuchten Augen herantrat, nidte er ihr freund- lich und vernünftig zu.

„Das Rindermädchen ist seestant, gnädige Frau,“ flüsterte er leise, und darunter darf doch so'n armes Wurm nicht leben, nicht wahr? Ich werd's noch ein Ständchen tragen, bis es eingeschlafen ist.“

— Angenehme Posten. — „Diesen Angefallenen des Commern- raths Goldheime sieht man in jeder Wohlthätigkeitsvorstellung.“

„Allerdings, weil der Commernrath un- möglich zu allen Veranstellungen selbst hingehen kann, zu denen er Willens ist — den jungen Mann hat er extra für wohlthätige Zwecke!“

Der Mann als Mädchen für alles. Miß Mary Holliday, eine gar weise englische Philosphin, hat unlängst die geniale Entdeckung gemacht, daß das Dienstbotenproblem nur durch das völlige Verschwinden der Dienstmäd- chen gelöst werden kann. Sie erklärt, daß das langgesuchte Ideal eines Mädchens für alles nur im eigenen Gatten zu finden sei. Sein wahrer Werth, führt sie in der Zeitschrift „Young Woman“ aus, sei bis jetzt oft genug angezweifelt worden. Wir werden durch Miß Mary eines Besseren belehrt. Sie hält ihn für ein geniales Dienstmädchen; mit Schneidigkeit und Forche wird er die Messer spülen; nie wird ein Dienstbote den Stiefeln solchen Glanz verleihen wie er, niemals wird er beim Holz- und Roßenschleppen feuchtem und süßem und das Wieder- kommen vergessen; er wird, dankbar für die Aufgabe, die ihm geordnet, seinem strahlenden Weibchen noch die neuesten Haushaben dazu porpieren und fingen, wenn — er Stimme hat, denn er arbeitet nicht wie ein bezahlter Dienstbote, sondern mit Begeisterung. Selbstverständlich wird sich der perfekte Ehemann bei seiner häuslichen Thätigkeit nicht auf Stiefel, Messer und Feuerung beschränken. Mit Wärme wird er den Schrubber schwingen und mit schmunzigen Keltern und Gläsern schäkern, er wird die Wäsche waschen und beim Bügeln nicht ein einziges Stück verzerren. Damit seine männliche Schönheit nicht leidet, erlaubt man ihm Dogglin- Handtücher — aber alle.

Miß Holliday fürchtet, daß einige Frauen (vielleicht auch einige Männer) noch in alten Vorurtheilen befangen sein möchten. Mit Unrecht! Unbe- dingt ist der männliche Mann nun endlich verpflichtet, die Frau von der Dienstbotenplage zu befreien und die Sache in eigene Hand zu nehmen. Der Mann heirathet doch sicher nicht die Geliebte seines Herzns, um ein Dienstmädchen an ihr zu haben. Auch wenn sie bereit ist, diese entwürdigende Rolle zu übernehmen, hat er unbe- dingt die Verpflichtung, ihr dies zu verbieten, jedenfalls aber den größten und schönsten Theil der Hausarbeit auf seine kräftigen Schultern zu nehmen.

Der größte Fehler der Frau würde sein, den Mann zu verdoöhnen, und ihn zu entlassen, wenn er müde und abgepaßt aus dem Geschäft heim- kommt. Er muß im Gegentheil daran gehöhnt werden, daß es selbstverständlich ist, seine häuslichen Obliegenheiten prompt und voll Eifer zu verrichten. Sobald Kameradschaft zwischen Mann und Frau im Führen des Haushaltes herrscht, wird das Gehelid ein emig ungetrübtes sein. Kein Streit und Haber wird mehr herrschen, nie wird es mehr verdorrte schöne Augen und verdorrte Gesichter geben, nie mehr verfallene Suppen und verbrannte Braten. Der zukunftsgeatte Miß Holliday wird ehrenvoll in allen Zweigen des Haushaltes bestehen.

Der schätzende Menschenbamm. Ein Damm aus lebendigen Menschenleibern rettete das Osterfeld Dorf Dfenwarden an der Mündung der Aler. Bei der großen Sturmfluth am 21. October 1845 vor sidemem Untergang. In einem die verschiedenen Sturmfluthen schützenden Auf- schlag: „Nordsee“ — Nordsee“ wird diese bewundernswürdige Heldenthat ein- facher Küstbewohner den Deutschen in's Gedächtniß zurückzuführen.

Das Schicksal des Dorfes hing bei dieser Fluth, so heißt es, da an einem Haare. Der wegen eines Schleißen- bores neu aufgeworfene, noch ganz lo- derte Deich vor jenem Orte litt schon auf's höchste. Bereits fingen die hoch- geschwellenen, unablässig heranbrau- enden Fluthen an, sich oben durch die Deichstappe einen Weg zu bahnen. Die Gefahr hatte den letzten Gipfel er- reicht. Eine Kapstjähre war mit jeder Minute voranzuziehen und dann ein vollendetes Deichbruch un- vermeidlich. Da warfen sich die Ein- wohner des Dorfes, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröder, ein Entel des Astronomen, voll Muth mit ihren Lei- bern auf die Deichstappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange in Sturm und Wogendrauf, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten brave Män- ner mit Gefahr ihres Lebens unter den unglücklichsten Anstrengungen ihr Heimathort als lebendiger Wall gegen die Sturmfluth.

— Gegendeweis. — Sie sol- len der Frau Zollinspektor viel Schlech- tes nachgesagt haben?“ „Aber, ich bit! Sie mit der bin ich ja gar nicht befreundet!“

— Er hat recht. Dame (als ihr der Vermittler einen rothnasigen Herrn vorgestellt hat): „Sie sagten doch, er hätte eine Schillername!“ Vermittler: „Au, schillerl sie nie!“

— Ein Fisch erleben. — „Auf dem Land, da führt sie ein wach- ses Fischleben!“ Den ganzen Tag siffte ich forellen mittelstschlingen, und die Fliegen — die siffte ich wieder aus der Mäcks!“

— Mildernd der Umhand. Richter (zum Angeklagten): „Und was können Sie als milderen Umstand anführen?“ Angeklagter: „Dieweil 'er 'broche hab, is' beim Scherwirch 'rauf wor'n, da hätt's leicht sein können, daß 'er ein' bestochte hätt!“